

DROEMER 

FRIEDRICH MÜLLN

SOKO TIERSCHUTZ

**Wie ich undercover gegen den Wahnsinn
der Massentierhaltung kämpfe**

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knauer zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe März 2021

Droemer Verlag

© 2021 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Archiv des Autors

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27860-4

2 4 5 3 1

Inhalt

Wie alles begann	7
Das Indien-Desaster	12
Die Hölle der Schweine	24
Im Klub der Affenmörder	44
<i>Factsheet Tierversuche</i>	80
Fred and Red in Amerika	82
Feldzug gegen <i>Wiesenhof</i>	93
<i>Factsheet Geflügel</i>	111
Von Kadavertaxis und kranken Kühen	114
<i>Factsheet Milch</i>	143
Papa und die Hölle von Frau Holle	146
<i>Factsheet Schlachtbank Deutschland</i>	172
Bio-Branche: Setzen, Sechs!	175
<i>Factsheet Bio-Fleisch</i>	202
<i>Checkliste für den Metzger des Vertrauens/Hofladen</i>	205
Einsatz im Reich der Mitte – blutige Märkte und der Ursprung der Bommel	207
LPT – Siegeszug gegen das Todeslabor	223
Schmutzkampagne gegen die <i>Soko Tierschutz</i> – Transparenz als Waffe	238
<i>Bullshit-Bingo</i>	252
Schluss: Der Kampf geht weiter	257
<i>25 Regeln für einen erfolgreichen Tierrechtsaktivismus</i>	270
Dank	272

Wie alles begann

Ich stehe als Sechzehnjähriger in der Dunkelheit, ein ziegelsteingroßes Funkgerät in der Hand, und starre in die Finsternis. Hinter mir quietschen Hunderte Pelztiere in Käfigen. Ich zittere, nicht vor Kälte, sondern davor, dass ich gleich Alarm in das Funkgerät sagen muss, wenn der Pelztierzüchter mit seinem Auto angerast kommt.

So fängt meine Geschichte an. Eigentlich hat sie aber schon früher begonnen, in Kroatien mit der Familie im Urlaub. Damals verteilte ich meine ersten auf der Schreibmaschine meines Vaters getippten Flugblätter an Touristen. Ich wollte die beim Schnorcheln lieb gewonnenen Tiere retten: die Kugelfische, die sich panisch aufblasen und dann mit heißem Sand gefüllt werden, um als Mobile irgendwann an einem Wohnzimmerfenster zu baumeln. Die Seesterne und die Korallen.

Oder nein, noch früher: Eigentlich begann es mit meinem Opa. Mit dem ging ich, bevor mich meine Eltern aus beruflichen Gründen nach Bayern verschleppten, viel im Schwarzwald spazieren. Er ließ mich die Natur entdecken, kleine Wunder wie schmackhafte Morcheln im sanften Moos, Kaulquappen im Tümpel und glitzernde Kristalle auf der alten Abraumhalde.

Damals war mir noch nicht klar, dass auch der Beruf meines Vaters als Industrieberater der Fleisch- und Fischbranche in argen Konflikt mit meiner Liebe zur Natur geraten sollte. Fast jeden Tag lag bei uns ein Schnitzel auf dem Teller, und ich empfand es nicht als Widerspruch, Tiere und die Natur zu lieben und trotzdem Lebewesen zu essen. Bis ich herausfand, dass meine hoch geschätzten Meerestiere, die ich nahezu täglich zwischen Nintendo und meiner stets total vernachlässigten und mit Desinteresse

gestraften Schule in Sachbüchern studierte, an mein Lieblingsessen, das zukünftige Putenschnitzel, verfüttert wurden.

Damals fuhr ich mit dem Fahrrad in ein kleines bayerisches Dorf namens Schönram, und was ich dort bei meiner ersten Putenmastanlage auf Zehenspitzen stehend sehen musste, brauste durch meine Jugendwelt wie ein Orkan. Die geschundenen Puten, diese armen, leidenden Tiere mit den verstümmelten Schnäbeln, von denen ich vorher nicht einmal wusste, wie sie aussehen, machten plötzlich alles andere nebensächlich: den 8. Palast in *Zelda 2*, die Deklination von *filius* in Latein und auch meine Hobbys wie das Ausgraben von uralten Haifischzähnen oder das Schnorcheln im Mittelmeer.

Ich musste mich neu orientieren, und wie das so ist, wenn man ein Teenager ist, denkt man radikal. Ich besorgte mir Literatur über Tierrechte, ich sog Artikel über Aktionen und Anschläge gegen Tierlabore und Pelzgeschäfte in England in mich auf und gewann neue Freunde, mit denen ich bald des Öfteren nachts verschwand, um zu sehen, wie es Tieren geht, die für den Menschen ausgebeutet werden. Und auch, um einigen dieser Tiere die Freiheit zu schenken.

Natürlich wurde ich auch vegan, sozusagen über Nacht. Dabei half sicher, dass ich Käse immer schon eklig fand. Ein Flyer von einem Infostand in der Münchner Fußgängerzone war der Tropfen, der das Fass endgültig zum Überlaufen brachte, denn dort erfuhr ich, dass zum Beispiel für die Produktion eines einzigen Hühnerreis 200 Liter Wasser vergeudet wurden, und viele andere erschreckende Fakten.

Für mich als Naturfreund und Umweltschützer war diese Kehrtwende ganz folgerichtig. Meine Eltern hingegen dachten erst einmal, ich wäre einer Sekte anheimgefallen, und versuchten den frischgebackenen Veganer erst mit dem Lieblingslachs-schinken, dann mit Reiswaffeln ohne alles als Pausenbrot zurück in die Normalität zu führen. Sie merkten aber schnell, dass mein Abschied vom zerlegten Tier endgültig war, und sie machten das

Beste daraus, denn immerhin hatte ich mir gemäß dem Motto der strengen Veganer auch die Lebensweise *Straight edge*, also den Totalverzicht auf Drogen, auf die Fahnen geschrieben.

In den nächsten Monaten lernten fast alle Bewohner von Laufen, der kleinen hübschen Stadt im Chiemgau, den frischgebackenen Tierschützer persönlich kennen. Ich klingelte an jeder Tür und sammelte Unterschriften gegen Tierquälerei. Bei meinem ersten, kleinen Infostand, den ich gemeinsam mit meiner Schulfreundin und Mathenachhilfe Flavia aufbaute, kam es dann zu einer weiteren Begegnung, die alles verändern sollte. Ich geriet beim Thema Käfighühner an einen Legebatterienbesitzer, der mich mit seinen Argumenten ernsthaft in die Ecke drängte und mit dessen aggressiver Sprache ich nicht fertigwurde. Danach schwor ich mir, dass so was nicht wieder passieren darf, und lernte alles, was ich wissen musste, um nie wieder in einer Diskussion mit *einem von denen* den Kürzeren zu ziehen.

Ich begann auch schnell, meine alten Hobbys mit dem neuen Kampf für die Tiere zu verbinden. So wurde der berühmte Umweltschützer – böse Zungen bezeichnen ihn als Ökoterroristen – Paul Watson mein Vorbild. Während ich eigentlich für Mathe lernen sollte, träumte ich davon, mit der *Sea Shepherd* Treibnetzfisher zu rammen und Walfänger zu versenken.

Große Pläne

Als mein bester Kumpel eines Tages von der Polizei festgenommen wurde, war das ein Bruch für mich. Er hatte Buttersäure in ein Pelzgeschäft gespritzt und sich mit der riesigen Spritze in der Hand erwischen lassen. Mein Freundeskreis schrumpfte, denn auch Georg, meine zweite Bezugsperson im neuen Leben als Tierrechtler, saß plötzlich in U-Haft. Die Polizei räumte das Büro der Tierschutzgruppe leer, und ich blieb allein übrig. Meine Mit-

schüler, die mich ohnehin mobbten – rote Haare, Sommersprossen, Hochdeutsch und bleiche Haut! – und mir heimlich stinkende Wurstsemmeln unter die Schulbank legten, fragten am nächsten Tag höhnisch, ob die Polizei mich auch hopsgenommen hätte. Mein Bezugskreis hatte sich in Luft aufgelöst. Wer sollte jetzt in Pelzfarmen filmen und damit öffentlichen Druck erzeugen, wer sollte den Leuten zeigen, wie es in Legebatterien zugeht, und so manchem Käfighuhn die Freiheit schenken? War Gewalt gegen Sachen wirklich der Weg, mit dem man die Qual der Tiere beenden konnte, oder gab es bessere Methoden?

Schon ein paar Jahre zuvor hatte mein Vater mir ein Nachtsichtgerät zu Weihnachten geschenkt, ein Relikt des Kalten Krieges, gefunden auf einem Flohmarkt und jetzt doch irgendwie ein Zeichen, wohin meine Reise gehen könnte. Funkgeräte, ein verschlissener Bundeswehrparka, meine erste vernünftige Fotokamera und eine gewaltige Stabtaschenlampe vervollständigten über mehrere Geburtstage hinweg meine Ausrüstung.

Zum Glück hatte ich Eltern, die mich respektierten und nicht verbiegen wollten. Mein Vater dachte im Zweifel immer, wenn der Junge schon was macht, dann soll er es so machen, dass es nicht schiefgeht. Seine Geschäftspartner in Ungarn bekamen meinen ersten Besuch als Undercover-Tierschützer, und er half mit – auch und gerade weil er wusste, dass in der Fleischindustrie vieles völlig außer Kontrolle geraten war.

Bald gab es auch die ersten Anrufe – heute nenne ich sie Informantenanrufe –, die mir von verwaorlosten Tieren, Hühnerfarmen voller Ratten und auch einer kleinen Nerzfarm berichteten. Es war eines meiner ersten großen Projekte, um die Pelzindustrie mit ihren Käfigbatterien zumindest in Süddeutschland zu Fall zu bringen. »Der Biolehrer mit dem Todeskäfig« titelte die *Bild*-Zeitung. Die Kampagne gegen den Lehrer an einer Klosterschule im Voralpenland sollte Jahre dauern. Erste Erfolge stellten sich ein, der Pelztierlehrer gab auf, und die Bilder von Rindern, die beim Schlachten brüllen, erschütterten die Menschen.

Ein friedlicher, aber wirkungsvoller Weg

Ich hatte mich also entschlossen, einen anderen Weg als andere Tierschützer zu gehen: friedlich, mit der Kamera, nicht mit der Brechstange oder Buttersäurespritze. Mit dieser Entscheidung hatte ich mein Leben entscheidend verändert. Sie brachte mich in fast alle Winkel der Erde, nur mit Kameras bewaffnet.

Eigentlich hat sich seit den Anfängen auch nicht viel verändert. Aus den Diskussionen am Schulhof und dem ersten Artikel in der *Südbayerischen Rundschau* wurden Live-Diskussionen bei *Stern TV* und weltweite Medienberichterstattung. Ich scheitere immer noch am 8. Palast in Zelda 2, ich sammle meine Pilze nach wie vor selber, gehe glitzernde Steine suchen, und ich jage Tierquäler. Nicht als Hobby, sondern als Lebensinhalt. Dieses Buch erzählt von meinen härtesten und gefährlichsten Einsätzen für die Tiere rund um die Welt.

Das Indien-Desaster

Im Jahr 2000, als ich gerade mit der Schule fertig war, erreichte mich die Anfrage einer großen internationalen Tierschutzorganisation aus den USA, die mich überraschte, aber auch sehr reizte. Durch den Schweinemastskandal, über den ein späteres Kapitel berichtet, waren solche Tierschutzorganisationen endgültig auf mich aufmerksam geworden. Sie fragten mich, ob ich nicht Lust hätte, nach Indien zu fahren, um dort undercover in der Lederindustrie zu ermitteln. Denn große Mengen des Leders, das in Deutschland verarbeitet wird, kommt von indischen Kühen – obwohl diese Tiere auf dem Subkontinent heilig sind.

Man musste mich nicht lange überreden. Ich war so begeistert, dass ich sogar sehr schlecht über das Honorar verhandelte, das ich bekommen sollte. Viel Zeit blieb nicht, weder um zu überlegen noch für die Vorbereitung. Es sollte möglichst sofort losgehen, tatsächlich brach ich so schnell auf, dass ich nicht mal Zeit hatte, die notwendigen Impfungen zu machen. Meine Mitschüler gingen zur Abi-Feier, ich fuhr beladen mit Ausrüstung zum Flughafen, Ziel Mumbai.

Dort wurde ich am Flughafen von einem Fahrer abgeholt, den mir die Organisation stellte. Schon im ersten Augenblick war ich wie vor den Kopf geschlagen. Auf Indien war ich nicht vorbereitet. Ich kannte Kroatien, England und Italien, und so war Indien ein echter Kulturschock für mich. Überall lagen Menschen auf der Straße, und ich fragte mich, ob die alle tot seien. Aber tatsächlich schliefen sie nur; sie legten sich einfach irgendwohin und schliefen ein. Für mich sah es jedoch so aus, als ob dort gerade eine Seuche grassierte. Und so roch es übrigens auch.

Ich war zwar in einem Luxushotel einquartiert, aber das lag

inmitten von Slums. Als ich mir die Umgebung des Hotels anschaute, war ich wie erschlagen. Ich hatte mir so etwas einfach nicht vorstellen können. Der Strand war knietief bedeckt mit Plastik, Kinder mit zerfetzten Kleidern verfolgten mich auf Schritt und Tritt und bettelten. Da ich mir anders nicht zu helfen wusste, verteilte ich ein paar Dollarscheine.

Es war laut und heiß, und wir wurden dauernd angesprochen und angestarrt. Die Menschen schienen das, was Fotografen Nahabstandsgrenze nennen, nicht zu kennen. Beim Fotografieren und Filmen wird in so einem Fall nur das Bild unscharf. Im wirklichen Leben wird der Umgang einfach unerträglich. Auch sonst waren die Umstände für meine Recherchen nicht gerade günstig, denn in Indien herrschte damals gerade Wahlkampf, und das bedeutete, dass es jederzeit zu Unruhen und Ausschreitungen kommen konnte. Einmal durfte ich drei Tage lang nicht das Hotel verlassen, weil der Anführer einer Sekte verhaftet worden war und die Sicherheitsbehörden Unruhen und Jagd auf Ausländer befürchteten.

Im Büro der Organisation in Mumbai bekam ich eine Karte in die Hand gedrückt, die ich heute noch besitze, weil sie einfach so unglaublich ist. Es handelte sich um eine schwarz-weiße Kopie eines Stadtplans von Mumbai mit seinen damals vielleicht 15 Millionen Einwohnern in DIN-A4-Größe. Irgendwo auf diesem Blatt Papier war ein Kreuz eingezeichnet – an diesem Ort sollte ich mit meiner Recherche anfangen. Das war der Hauptbahnhof von Mumbai. So richtig erfuhr ich auch erst jetzt, wie eigentlich mein Auftrag lautete. Ich sollte Kuhtransporte dokumentieren, die ziemlich brutal sein sollten und bei denen auf die Kühe keinerlei Rücksicht genommen wurde.

Mein Fahrer brachte mich also, ständig wild hupend, zum Bahnhof. Auch hier erschlug mich das Chaos förmlich. Ich fragte auf Englisch einfach ein paar Passanten, an welcher Stelle denn wohl die Tiertransporte starteten, aber die allermeisten verstanden mich überhaupt nicht. Schließlich gelang es mir

doch, herauszufinden, dass dieser Bahnhof lediglich ein Passagierbahnhof war und kein Güterbahnhof. Tiertransporte gab es hier ganz gewiss nicht.

In Mumbai stieß ich durch Zufall dann doch noch auf etwas Interessantes. Mein Fahrer brachte mich zu einer riesigen Wasserbüffelfarm für die Produktion von Milch. Dort erlebte ich grauenhafte Bedingungen: Die Tiere waren alle angekettet, und Krähen pickten Fleisch aus ihren offenen Wunden. Als die indischen Arbeiter merkten, dass ich mich dafür interessierte, zeigten sie mir gleich noch mehr verletzte Tiere und führten mich auch zu ihrem stattlichen Vorrat an Antibiotika.

Besonders schlimm war das Schicksal der Kälber. Da sie – wie auch bei uns – für die Milchproduktion überflüssig waren, wurden sie einfach irgendwo mit kurzen Stricken angebunden und verdursteten oder verhungerten. Ich sah ein Tier, das versuchte, einen Jutesack zu fressen. Leider passten diese Bilder nicht zum Plan meines Auftraggebers und wurden deshalb nie verwendet. Dabei wäre eine Kampagne gegen den Milchkonsum in einem Land, das zumindest einen gewissen religiös motivierten Respekt gegenüber Tieren und speziell Rindern aufbringt, sicher sinnvoller gewesen als die damals geplante Kampagne »Jesus was a vegetarian« in einem Land, das im Wesentlichen hinduistisch und islamisch geprägt ist.

Von Mumbai nach Kalkutta

Ich fuhr ins Büro zurück und informierte die Mitarbeiter über meine Erkenntnisse. Sie waren ziemlich erstaunt. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass diese US-Amerikaner dort wie in einer Blase lebten. Ihre Hauptsorge war: »Was, du warst noch nie mexikanisch essen?« Nach meinem ersten mexikanischen Essen nahmen sie immerhin Kontakt zu der Informantin auf, die ihnen

den Tipp mit den Tiertransporten gegeben hatte. Es handelte sich um eine Vertreterin der indischen Regierungspartei, und daher hatte man eigentlich annehmen können, dass ihre Informationen Hand und Fuß hätten. Nun besann die Dame sich und gab uns eine neue Information: Diese angeblich skandalösen Tiertransporte sollten gar nicht in Mumbai stattfinden, sondern in Kalkutta. Das waren ja auch nur eben mal 2000 Kilometer Entfernung. Sie behauptete, die in Indien heiligen Kühe würden auf glitschigen Holzrampen mit Chilipulver in den Augen in die Züge getrieben, wobei sich die Tiere zum Teil schwer verletzten. Krass, dachte ich, das klingt ja furchtbar. Ich buchte also kurzfristig einen Flug und flog die mehr als 2000 Kilometer nach Kalkutta.

Wenn ich bis dahin gedacht hatte, dass Mumbai der schlimmste Kulturschock sei, den man sich vorstellen könnte, so wurde ich nun eines Schlechteren belehrt. Hier war alles noch chaotischer, lauter, schmutziger. Wenn man mit dem Taxi fuhr, musste man stets die Fenster geschlossen halten, weil sonst zum Beispiel Leprafinger ins Auto griffen und Menschen um Geld bettelten. Dies alles steckte ich nicht gut weg, es belastete mich sehr. Immerhin wurde ich auch hier ganz gut untergebracht. Ich wohnte im *Calcutta Swimming Club*, der auf mich wirkte wie ein Überbleibsel aus der britischen Kolonialzeit, was er wohl auch war. Um bezahlen zu können, trug ich eine Kiste Bargeld bei mir, darin mehrere Millionen Rupien. Wenn ich überfallen worden wäre, hätte man von dem Geld ein halbes Dorf sanieren können.

In Kalkutta schien ich erfolgreicher zu sein als in Mumbai. Ich fand tatsächlich einen Bahnhof, auf dem Tiere für den Transport verladen wurden. Um gute Fotos machen zu können, postierte ich mich auf einer Brücke – ein krasser Anfängerfehler, wenn man sich in Indien bewegt. Sofort wurde ich von einem Soldaten bedroht, der mir einen Karabiner aus dem Zweiten Weltkrieg vor die Nase hielt, weil er mich verdächtigte, ein pakistanischer

Spion zu sein. Wenn man auch nur ansatzweise das schlechte Verhältnis der beiden Nachbarländer Indien und Pakistan kennt, die ja auch schon Krieg führten, kann man erahnen, welch schlimmer Verdacht das war. Ich versuchte, ihm zu erklären, dass ich die Brücke keineswegs zerstören wollte. Das wäre auch kaum möglich gewesen, denn sie war ohnehin weitgehend kaputt mit ihren großen Löchern im Boden. Ich hatte Glück, der Soldat ließ mich schließlich gehen.

Ich lernte aus meinem Fehler. Am nächsten Tag befestigte ich mir mit Klebeband eine versteckte Kamera am Bein und fuhr wieder zum Bahnhof, wo ich heimlich Filmaufnahmen machen wollte. Doch schnell spürte ich auf der Haut, dass die Kamera immer heißer wurde. Es war bald nicht mehr auszuhalten, so dass ich zu meiner Unterkunft zurückkehrte, um sie auszutauschen. Des Rätsels Lösung, warum es zu dieser Erhitzung kam, erkannte ich bald: Ich hatte den Plus- und Minuspol vertauscht. Ich war technisch damals wirklich nicht sehr versiert und bezahlte das jetzt mit Schmerzen am Bein, denn ich hatte Verbrennungen an der Stelle, an der die Kamera befestigt gewesen war. Außerdem war die Kamera kaputt. Irgendwo im Kamerahimmel gibt es sicher eine ganze Region mit meinem ehemaligen Equipment.

Ich biss die Zähne zusammen, begab mich mit einem anderen Apparat erneut zum Bahnhof und schaffte es auch tatsächlich, ein paar gute Aufnahmen zu machen. Was ich sah, entsprach einerseits durchaus dem, was die Informantin in Mumbai vorhergesagt hatte. Ich sah einen Arbeiter, der ein totes Kalb in den Fluss warf, und ausgemergelte Kälber, die eine Rampe in den Zugwaggon hochgejagt wurden – nur glitschig war diese Rampe nicht. Sie war aus Beton, also ganz professionell. Zurück im *Calcutta Swimming Club* rief ich das Büro in Mumbai an, berichtete, was ich gesehen und gefilmt hatte, und erzählte, dass es keine Holzrampen gab. Die Antwort irritierte mich: »Wir brauchen unbedingt diese Holzrampen!«

Hinter dem ganzen Chaos steckte ein Problem, das ich immer wieder erlebte: Die Organisation hatte sich völlig auf die Informantin verlassen, die behauptete, dass Kühe qualvoll über glitschige Holzrampen getrieben wurden. Und nun wollten diese Leute unbedingt Aufnahmen von solchen Holzrampen. Ich war erschüttert, und ich sagte ihnen das, was ich seitdem immer wieder sage: »Bitte, bestimmt nicht das Ziel der Recherche, bevor diese Recherche überhaupt begonnen hat.« Es passiert leider sehr häufig, dass die Auftraggeber schon vorher angeben, was bei der Recherche herauskommen soll. Was ich in Indien erlebte, war ein geradezu klassisches Beispiel dafür. Die Organisation, die mich auf Recherche schickte, hatte eine falsche Information bekommen, und die sollte nun unter allen Umständen bestätigt werden.

Das Büro hielt nochmals Rücksprache mit seiner Informantin und teilte mir dann mit, ich müsse weiterfahren nach Kilareipur. Das machte erst mal einen Flug nach Neu-Delhi notwendig. Von dort nahm ich mir also ein Taxi und fuhr stundenlang dorthin. Der Fahrer hörte die ganze Zeit Bollywoodmusik und ließ sich auch durch inständiges Bitten nicht davon abbringen. Dafür legte er auf irgendwelche Verkehrsregeln weniger Wert, wie ja überhaupt der Straßenverkehr in Indien vollkommen chaotisch ist.

Wir erreichten aber schließlich unversehrt einen Bahnhof, auf den man mir sagte, dass tatsächlich demnächst ein Viehtransport eintreffen würde. Ich gab einem Mann, der auf dem Bahnhof herumlungerte, ein paar Tausend Rupien, damit er mich informierte, wenn der Zug eintraf. In der Zwischenzeit begab ich mich in mein Hotel, denn ich war ziemlich fertig. Ich wartete und wartete, und es passierte – nichts. Der Mann meldete sich einfach nicht bei mir. Als das Telefon nach fünf Tagen immer noch nicht geklingelt hatte, fuhr ich zum Bahnhof und musste feststellen, dass der Mann natürlich längst verschwunden war. Er hatte das Geld genommen und sich aus dem Staub gemacht. Er war sicher ein glücklicher Mensch, denn von dem Geld, das er

fürs Nichtstun von mir bekommen hatte, konnte seine ganze Familie zweifellos ein paar Wochen gut leben.

Was also tun? Ich entschied mich, mit meinem Fahrer gegenüber vom Bahnhof im Auto zu warten, bis der Zug eintreffen würde. Das war der nächste große Fehler, denn es dauerte nicht lange, da stand eine größere Zahl von Dorfbewohnern um unser Auto herum und starrte uns an. Ich las damals irgendeinen Roman von Tom Clancy, um mir die Zeit zu vertreiben. Jedes Mal, wenn ich eine Seite umblätterte, gab es unter meinen Zuschauern großes Geraune. Die fanden das einfach total spannend, dass da ein Weißer in einem Auto saß und ein Buch las.

Mir war bald klar, dass ich so nicht weiterkommen würde. Zwischendurch fuhr ich noch ein wenig in der Umgebung herum und filmte nebenbei ein paar Legebatterien und ein paar wilde Affen. Mit der eigentlichen Recherche ging es aber überhaupt nicht voran. Nach mehreren Wochen hatte ich genug. Ich wollte nur noch weg, nach Hause. Das Problem war: Die Tierschutzorganisation hatte irgendeiner wichtigen Person versprochen, Bilder von den Kühen auf der glitschigen Rampe zu veröffentlichen. Daher baten sie mich inständig, noch ein paar Wochen zu bleiben und es weiterhin zu versuchen.

Ich schlug ihnen einen Deal vor: Ich würde bleiben, wenn sie auf ihre Kosten meine Freundin aus München einfliegen ließen. Tatsächlich flogen sie Maria ein. Sie war eher so hippiemäßig drauf und fand Indien total cool. Ich dachte, wenn meine Freundin da sei, würde die Zeit in Indien wenigstens erträglicher werden – und wer weiß, vielleicht würde ich im Lauf der Zeit ja doch erfolgreich sein bei meiner Recherche.

Tatsächlich aber fingen die Probleme mit Marias Eintreffen erst richtig an. Denn nun hatte ich als rothaariger weißer Mann auch noch eine hübsche blonde weiße Frau dabei. Wir waren die nächsten zwei Wochen eigentlich nur damit beschäftigt, vor irgendwelchen Indern zu fliehen. Maria zog dermaßen viel Aufmerksamkeit auf sich, dass es unmöglich war, in der Masse zu

verschwinden. Wir hatten regelrechte Stalker am Hals, darunter richtig reiche Typen, die mit uns angeben wollten. Einer kam zu uns und meinte, er hätte die ganze nächste Woche schon mit uns verplant. Er legte uns tatsächlich einen Plan vor, wo er uns überall hinführen wollte: Cricket am Dienstag, Pool-Party am Mittwoch, Soccer am Donnerstag und Besichtigung einer Textilfabrik am Freitag. Wir mussten in dieser Zeit viermal das Hotel wechseln, anders wurden wir diese Leute nicht los.

Ich konnte mich an den Stil und die mangelnde Distanz der Leute nicht gewöhnen. Mangelnder Abstand macht mich nämlich aggressiv, und genau das wurde ich zunehmend. Nützlich war das, als mich bei einem Besuch im Zoo zwei Männer überfallen wollten. Als ich sie anschrie und mit dem Mono-Stativ, einem veritablen Prügel, ausholte, suchten sie schnell das Weite.

Die Leute von der Tierschutzorganisation gerieten nun langsam wirklich in Panik, weil sie unbedingt die erhofften Aufnahmen haben wollten. In dieser Situation schlugen sie eine neue Strategie vor: Ich sollte verdeckte Aufnahmen aus einem Schlachthof liefern. Ich ließ mich überreden und mietete einen Lkw, mit dem mein Fahrer, Maria und ich uns vor einen Schlachthof stellten. In die Lkw-Plane schnitt ich ein Loch, durch das ich mit der Kamera filmte. Eigentlich ein guter Plan – aber nicht in Indien. Das fing schon damit an, dass in diesem Lkw irgendwelche Feuerameisen lebten, die uns im wahrsten Sinne des Wortes die Hölle heißmachten, zumal unter der Plane bald eine Temperatur von 60 Grad herrschte. Mein Fahrer hatte sich in der Zwischenzeit in ein Teehaus in der Nähe zurückgezogen und war nicht erreichbar, weil er sein Funkgerät im Lkw liegen gelassen hatte. Zudem hatte er die Plane am Lkw nicht richtig befestigt, sodass sie anfang, im Wind zu flattern.

Es dauerte nicht lange, bis die ersten Inder uns erkannten: ein rothaariger weißer Mann und eine blonde weiße Frau auf einem Lkw vor dem Schlachthof hinter einer Plane. Das war geradezu eine Sensation, schnell hatte sich eine Menschenmenge ange-

sammelt. Nach einiger Zeit wurde es so laut, dass unser Fahrer mitbekam, was passierte, und herbeieilte, um uns wegzufahren. So etwas darf bei einer Recherche ganz einfach nicht passieren. Aber wir waren eben unerfahren und schlecht vorbereitet.

Große und kleine Katastrophen

Wir versuchten es bei einem weiteren Bahnhof. Doch es wäre inzwischen schon eine echte Überraschung gewesen, wenn diesmal alles glattgegangen wäre. Ich hatte wieder mit einem Klebeband meine Kamera am Bein befestigt, um versteckt filmen zu können. Abends riss ich das Klebeband vom Bein und riss dabei ein paar Haare mit aus. In Europa würde in so einer Situation nichts passieren, außer dass man vielleicht wegen des Schmerzes kurz zuckt. Doch ich war ja in Indien. Am nächsten Tag verspürte ich einen heftigen Schmerz im Bein, und die betreffende Stelle wurde rot. Nach einer Woche hatte ich dort eine nässende große Wunde. Irgendwie musste sich ein Keim angesiedelt haben mit der Folge, dass ich den Rest meiner Zeit in Indien Schmerzen hatte und humpelte. Denn auch die Salbe, die ich auf die Wunde auftrug, half nicht.

Dann passierte auch noch, was ich längst befürchtet hatte. Aus Angst, dass mir das indische Essen nicht bekommen würde, hatte ich wochenlang nur von Baked Beans und Pizzabrot gelebt. Maria aber hielt sich nicht an meine Vorsichtsmaßnahme und aß etwas Einheimisches im *Calcutta Swimming Club*. Vom nächsten Tag an waren wir zwei Wochen lang damit beschäftigt, sie irgendwie am Leben zu halten. Ob sie trotz oder wegen der Medikamente, die man ihr verschrieb, nach zwei Wochen wieder gesund wurde, weiß ich bis heute nicht.

Am Ende meiner Zeit in Indien hatte ich immerhin rund 2500 Fotos gemacht. Leider konnte ich nur die Hälfte davon verwenden, die andere Hälfte war nichts geworden. Der Grund lag zwar bei mir, aber er passte zu der Pechsträhne, die mich in Indien verfolgte. Ich hatte mir kurz vor meiner Abreise eine neue Spiegelreflexkamera gekauft, hatte mich aber nicht damit vertraut gemacht, wie ich sie zu bedienen hatte. Die Folge war, dass die Hälfte der Fotos nichts wurde. Von der anderen Hälfte zeigte kein einziges die gewünschte glitschige Holzrampe, auf der Kühe ausrutschten. Diese Holzrampe habe ich nie gefunden, auch wenn ich nicht ausschließen will, dass es sie irgendwo in diesem riesigen Land gibt.

Meine Auftraggeber von der Tierschutzorganisation waren natürlich ziemlich enttäuscht. Immerhin konnte sie noch ein paar meiner Fotos für eine andere Kampagne verwenden. Und selbst das nahm noch ein schlechtes Ende. Denn diese Kampagne verglich Tierausbeutung mit dem Holocaust, und dieser Vergleich provozierte sehr viel Kritik. Zu Recht, wie ich finde, denn nur weil zwei Dinge schlimm und eindeutig grauenhaft sind, muss – und darf – man sie nicht vergleichen. Endlich konnten wir wieder nach Hause fliegen, und ich war heilfroh, dass ich dieses Abenteuer hinter mir hatte. Selbst auf der Rückreise passierte aber noch ein Missgeschick. Wir waren dermaßen beseelt von dem Wunsch, nach Hause zu fliegen, dass wir zwei Tage zu früh am Flughafen auftauchten. Ich behauptete dann bei der Fluggesellschaft einfach, sie hätte einen Fehler gemacht, und stresste die Angestellten so lange, bis sie mich in ein Flugzeug nach Deutschland setzten, nur um mich loszuwerden.

Anfängerfehler und wie man sie vermeidet

Für mich stellte sich Indien als sehr vielfältiges und absolut chaotisches Land heraus, in dem ich einfach nicht arbeiten konnte. Ich habe das Land auch nie wieder betreten. Aber ich habe trotz des Desasters, das ich dort erlebte, einiges gelernt. Von da an bereitete ich Recherchen viel besser vor. Seitdem trage ich einen Spruch wie eine Monstranz vor mir her: »Vorrecherche, Vorrecherche, Vorrecherche!« Man muss einfach über sein Ziel möglichst alles wissen, bevor man dorthin aufbricht. Man muss über die Kultur Bescheid wissen, man benötigt kompetente Sprachmittler – mein Fahrer, der auch als mein Übersetzer arbeitete, konnte genau zwei Sprachen, in Indien gibt es aber rund dreihundert Sprachen und Dialekte. Wir waren in Gegenden, in denen er nicht einmal die Schriftzeichen lesen konnte. So etwas durfte mir nie wieder passieren. Und ganz wichtig: Wenn man etwas nicht kann, sollte man die Finger davon lassen. Ich aber hatte nicht im Entferntesten eine Ahnung davon, was mich in Indien erwartete. Ich war denkbar schlecht vorbereitet und ganz einfach nicht in der Lage, diese Recherche in Indien durchzuführen. Ich hätte schlicht die Finger davon lassen sollen, von Anfang an.

Es war natürlich auch völlig verantwortungslos von der Tierschutzorganisation, mich allein in diesen Einsatz zu schicken. Wenn ich heute Rechercheure in einen Einsatz schicke, bereite ich sie darauf vor, statte sie mit guter Technik aus und überprüfe, ob die Leute physisch und psychisch in der Lage sind, diese Recherche durchzuführen. Körperlich war ich damals sicher fit, aber psychisch war ich absolut nicht auf das vorbereitet, was mich erwartete.

Meine anfängliche Euphorie über diesen Rechercheauftrag wich mit der Zeit tiefem Frust. War ich am Anfang stolz darauf gewesen, dass mich diese große Tierschutzorganisation beauftragte, so wurde mir bald klar, dass sie mich als jemanden sahen,

der billig und willig war und den man leicht verheizen konnte. Genau das haben sie getan – mich verheizt. Mir ist später bei Tierschutzorganisationen immer wieder aufgefallen, was ich bei diesem Einsatz das erste Mal erlebte: eine Portion Menschenverachtung. Denn um nichts anderes handelt es sich ja, wenn man jemanden in einen Einsatz schickt, für den er nicht geeignet und auf den er nicht vorbereitet ist. Ich bemühe mich, eine solche arrogante Haltung nicht einzunehmen und die Blauäugigkeit, die es sicher gibt, nicht auszunutzen. Mein Motto lautet: Tierschutz ist auch Menschenschutz. Eine Organisation trägt auch Verantwortung für die Leute, die sie in einen Einsatz schickt.

Trotz allem war das Indien-Desaster nicht ganz nutzlos für mich. Jahre später, als ich in China recherchierte, bereitete ich die ganze Sache viel besser vor, und meine Fehler, die ich in Indien gemacht hatte, halfen mir dabei sehr. Insofern war der Trip nach Indien zwar ein Desaster – aber ganz vergeblich war der Einsatz doch nicht. Ich musste aber auch in den folgenden Jahren lernen, dass ich immer wieder neuen Herausforderungen ausgesetzt war. Ich machte immer wieder Sachen, die für mich neu waren, und ich mache bis heute auch immer wieder Aktionen, die überhaupt noch niemand vor mir versucht hat. Der Spruch, dass man niemals auslerne, trifft auf mich ganz sicher zu. »Schema F« funktioniert jedenfalls nicht – aber das ist wohl das, was mir an meiner Arbeit am meisten gefällt.